

Minarette im Fussball-Design

Das hintersinnige Projekt der Hamburger Centrum-Moschee



Die projektierten Hamburger Minarette in einer Fotomontage. BORAN BURCHARDT / MARCEL STAMMEN

Selbstironie und Islam passen nach geläufigem Verständnis nicht zusammen. Man traut Muslimen jeden Dogmatismus zu, nicht aber einen doppelbödigen Umgang mit Dingen, die ihre Religion berühren könnten. Umso erstaunlicher klingt, was sich im Hamburger Stadtteil St. Georg zuträgt. Das Viertel hinter dem Hauptbahnhof ist ein hartes Pflaster. Die Mieten sind niedrig, der Ausländeranteil ist hoch. Nahe der Aussenalster gibt es einige hübsche Ecken, wohlhabliche Strassen, beliebte Restaurants, Lokale der Alternativ- und Kunstszene. Am zentral gelegenen Hansaplatz sticht das Elend der Streuner und Prostituierten in die Augen. Alkoholisierung, Drogenhandel, Strassenstrich finden sich dort. Gut hundert Meter weiter verläuft der Steindamm, eine geschäftige Hauptstrasse, in die schon lange der Orient Einzug gehalten hat. Türkische Obsthändler preisen ihre Waren an, Frauen, deren Kopftuch züchtig das Haar verhüllt, tragen ihre Einkäufe heim, vorbei an Sex-Shops, die rotes Licht und nacktes Fleisch offerieren.

Und ausgerechnet hier, inmitten des Kontrastprogramms aus West und Ost, Sünde und Sittenstrenge, Schmutz und Buntheit, Depression und Geschäftssinn, beweist die grösste Moschee Hamburgs einen spielerischen Umgang mit ihrem Gepräge? Allerdings. Die Centrum-Moschee hat den Künstler Boran Burchardt beauftragt, die beiden Minarette des Gebetshauses, deren Anstrich dringend überholt werden muss, neu zu bemalen. Eigentlich hatte Burchardt dem Imam nur ein Happening mit dezemtem Ergebnis vorgeschlagen: Die Moscheebesucher sollten, vom Korb eines Leiterwagens aus, in Eigenregie den Pinsel führen, bis die Türme wieder im gewohnten Weiss erstrahlen. Dann jedoch entdeckte der Imam in einem Ausstellungskatalog jüngere Arbeiten von Burchardt: aneinandergesetzte Fünfundsechsecke in den schönsten Farben, Flickenteppiche, deren Geometrie absichtsvoll die Ober-

fläche von Fussbällen zitiert. Eines dieser Muster war grün-weiss. Ob Burchardt den Minaretten nicht ein solches Dekor geben könne?

Der stellvertretende Vorsitzende der islamischen Gemeinde, der dem Gespräch beiwohnte, soll dem Vernehmen nach zunächst gewarnt haben: Minarette im Fussball-Design? Verschmitzt indes habe der Imam reagiert: Er sehe bloss Sechsecke – und Grün, die Farbe des Pro-

pheten. Seit Jahrhunderten ein symbolisches Element des Islams, ist das regelmässige wie auch das unregelmässige Sechseck Teil der Ausgestaltung einer jeden Moschee. Das Projekt wurde in der Gemeinde lebhaft diskutiert, Burchardt erhielt den Auftrag zur Neugestaltung. Noch steht die städtische Baugenehmigung aus, jedoch haben die Kunststalle Hamburg, das Kunsthau und ein Islamwissenschaftler der Universität Hamburg dem Bauprüfamt eine Realisierung nachdrücklich empfohlen. Die tonnenschweren Minarette aus Stahl, 1992 von einer Werft gefertigt, lassen sich abschrauben. Man muss sie für die frische Beschichtung in eine Werkshalle verfrachten. Wieder zurück am angestammten Platz, werden sie die einen Betrachter an Fussball, die anderen an klassische Formenrepertoire des Islams denken lassen. Die Doppelsinnigkeit, die irritierende Verschränkung der Perspektiven, das Changieren, die Ironie – das alles ist Absicht.

Wenn es in Hamburg eine islamistische Szene gibt, dann rund um den Steindamm. Drei der vier Terror-Piloten des 11. Septembers verkehrten hier. Aber zwischen dem Imam der von Türken gegründeten Centrum-Moschee und dem berüchtigten Hassprediger der arabisch geprägten Al-Quds-Moschee liegen Welten. Nicht genug, dass Boran Burchardt die Minarette der Centrum-Moschee mit einem ambivalenten Muster schmücken soll. Der Künstler darf überdies, wie ein Vertrag dokumentiert, die mobilen Türme für «eine zukünftige Ausstellung seiner Wahl» ausleihen. Eine zweite Bescheinigung erlaubt ihm gar, die Minarette (einzeln oder im Doppelpack) zu verkaufen – wobei die Moschee am Gewinn beteiligt wäre. Denkt man an die Kämpfe, die vielerorts in Europa um und gegen Minarette geführt werden, wirkt die Haltung der Centrum-Moschee überaus entspannt.

Joachim Günter

Das historische Buch

Die Akte Karl Barth

Quellen zur Schweizer Zensurgeschichte 1938–1945

Bereits im Frühjahr 1933 wurde Karl Barth nahegelegt, er solle Deutschland möglichst bald verlassen. Das tat der Bonner Theologieprofessor, nachdem er den Beamteneid auf Hitler verweigert und im Herbst 1934 seine Stelle verloren hatte. In Basel erhielt er eine neue Professur, doch schon bald bekam er Schwierigkeiten auch mit den Schweizer Behörden. Einerseits teilte Barth deren Neutralitätsverständnis nicht, das er als duckmäuserische Verpflichtung zur Gesinnungsneutralität verstand; und andererseits pochte er auf sein Bürgerrecht, seine Position öffentlich zu vertreten, auch im Ausland. Entsprechend dick ist die Akte Barth der (Zensur-)Abteilung für Presse und Funkspruch (APF), die sein Schüler Eberhard Busch verdienstvollerweise im Bundesarchiv und im Karl-Barth-Archiv geortet, ediert und mit präzisen Einleitungen für die verschiedenen Streitfälle versehen hat.

Eduard von Steiger als Antagonist

Busch dokumentiert damit nicht nur Barths unterschiedenen, aber eben oft auch einsamen Kampf gegen die nationalsozialistische Rhetorik, sondern auch den konkreten, eher intransparenten Ablauf der schweizerischen Zensur in ihren verschiedenen Formen. Ein besonderer Reiz der Quellen liegt darin, dass Bundesrat Eduard von Steiger, der viele Rücksichten auf Deutschland nahm, Barths Schul- und, in der Zofingia, Barths Verbindungskamerad aus Berner Zeiten war. Aus beider vertraulichen Anrede «Mein Lieber» wurde allerdings schon bald ein demonstratives, sitzendes «Hochgehrter».

Barths Schrift «Unsere Kirche und die Schweiz in der heutigen Zeit» war im April 1941 sogar Anlass für Steiger, die Vorzensur zu fordern, die er als Justizminister übernehmen wollte. Aussenminister Pilet-Golaz widersetzte sich erfolgreich mit dem Argument, die Nachzensur, wie sie gepflegt wurde, verhindere, dass die Behörden für alles tatsächlich Gedruckte verantwortlich erscheinen. Nachdem Ende 1941 im englischen Radio Barths antinationalsozialistische «Weihnachtsbotschaft an die Christen in Deutschland» gesendet worden war, liess Eduard von Steiger während eines Jahres auf ungesicherter Rechtsbasis das Telefon des «neutralitätsgefährdenden» Theologen abhören.

Die ersten deutschen Interventionen fanden allerdings schon vor dem Krieg statt, als Barth in der Sudetenkrise 1938 den bewaffneten Widerstand predigte: den Widerstand der Tschechoslowaken, aber auch allgemein der Christen. Goebels persönlich wies 1941 die «Berliner Börsen-Zeitung» an, nach einer Rede des «Hetztheologen» Barth die «freche» Schweizer Presse «mit einer ganz unverhüllten Drohung» zu attackieren. Entsprechend besorgt reagierte nicht nur Hans Frölicher, der Schweizer Gesandte in Berlin, der angesichts der «europäischen Frontbildung gegen die Bolschewiken (...) von unseren Theologen etwas mehr Zurückhaltung in allgemeinen politischen Dingen» verlangte.

Das Gegenteil tat Barth im Sommer 1941 mit seiner Rede zum 650-Jahr-Bundesjubiläum: «Im Namen Gottes des Allmächtigen!» Explizit sprach er aus, dass die Eidgenossenschaft für dieselbe Sache stehe wie das kriegführende England. Die Schweiz müsse eine «grosszügige» Einwanderungspolitik für NS-Opfer betreiben und den wirtschaftlichen Verkehr mit den Achsenmächten einschränken, weil sie sonst, über die Clearing-Kredite, deren «Geldgeberin» und «Kriegshelferin» sei. Die «einseitige» Schrift wurde als «Aufreizung des Volkes» und «Beleidigung Deutschlands» umgehend verboten und be-

schlagnahmt – aber trotzdem in 16 000 Exemplaren verbreitet, offenbar auch durch Mitglieder der Zensurbehörde selbst.

Höhere Warten

Man ist immer wieder überrascht, wie eng und engstirnig die Schweizer Behörden den nazistischen Sensibilitäten folgten. Ganz verständnislos liest man allerdings auch die Sorgen nicht, die sie angesichts der ungemütlichen, möglicherweise lebensgefährlichen Umklammerung durch die polternden Achsenmächte empfanden. Gleichwohl dürfte Barth nicht nur gegenüber Gott und Gewissen, sondern auch gegenüber der Geschichte mit der Begründung recht behalten haben, mit der er – erfolglos – gegen das Verbot von «Im Namen Gottes» rekurrierte: «Der Augenblick wird noch einmal kommen, wo Bern England und Amerika gegenüber froh sein wird, darauf hinweisen zu können, dass in diesen Jahren auch Schweizer wie ich auf dem Plan waren, geredet und gehandelt haben und dass ihnen dies gerade um der «neutralen Haltung» der Schweiz willen erlaubt gewesen ist.»

Thomas Maissen

Eberhard Busch (Hg.): Die Akte Karl Barth. Zensur und Überwachung im Namen der Schweizer Neutralität 1938–1945. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2008. 740 S., Fr. 72.–.

KURZ NOTIERT

Preise der Schweizer Schillerstiftung. Die Schiller-Preise 2009 in Höhe von je 10 000 Franken gehen an Lukas Bärfuss für seinen Roman «Hundert Tage», an Raphael Urweider für den Gedichtband «Alle deine Namen», an die Genferin Pascale Kramer für den Roman «L'implacable brutalité du réveil» und an den in Graubünden aufgewachsenen Zürcher Dumenic Andry für die Kurztexsammlung «Uon-das». Ausserdem erhalten Dominique de Rivaz und der Tessiner Vanni Bianconi Förderpreise in Höhe von je 5000 Franken. Gewürdigt werden damit Rivaz' Erzählung «Douchinka» und Bianconis Gedichtband «Ora prima». (sda)

Ehrung für Aleida Assmann. Die deutsche Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann ist nach Peter L. Berger die zweite Trägerin des Paul-Watzlawick-Ehrenringes, der 2008 von der Ärztekammer für

Wien initiiert wurde und jährlich vergeben werden soll. Assmann mahnt zu einem europäischen kollektiven Gedächtnis, ohne das eine kulturelle Identität Europas nicht erreichbar sei. Ihre neue europäische Sicht, die Betonung der Erinnerungskultur als wesentliches Moment von Zivilgesellschaften, die Auseinandersetzung mit Sprache und Konstruktivismus waren – neben Assmanns zutiefst humanistischer Gesinnung – hauptsächliche Beweggründe für die Preisvergabe. (pd)

H.-C.-Artmann-Literaturpreis an Armin Senser. Der aus Biel stammende und in Berlin lebende Lyriker Armin Senser erhält den von der Stadt Salzburg vergebenen H.-C.-Artmann-Literaturpreis. Die Auszeichnung ist mit 3000 Euro dotiert. Damit verbunden ist ein dreimonatiges Arbeitsstipendium in einer «Literatur-Wohnung». (sda)

Ägyptischer «Da Vinci Code»?

Verleihung des arabischen Booker-Preises

«Azazil» von Yusuf Zaydan ist der Gewinner des diesjährigen arabischen Booker-Preises. Der mit 50 000 Dollar dotierte Literaturpreis, der dieses Jahr zum zweiten Mal von der Emirates Foundation und der Booker Prize Foundation vergeben wird, ist der Höhepunkt von Zaydans schriftstellerischen Karriere. «Azazil» (der arabische Name für den gefallenen Erzengel Iblis) ist der zweite Roman des Fünfzigjährigen, der erst spät zum Schreiben kam und international bis anhin unbekannt ist. Zaydan leitet die Handschriftenabteilung an der Bibliotheca Alexandrina. In seinem Werk hat sich der Schriftsteller offenbar von seiner Arbeit an der Bibliothek inspirieren lassen.

Das preisgekrönte Buch beginnt mit dem Testament eines Übersetzers. Darin gibt er den Auftrag, seine Übersetzung einer aramäischen Handschrift aus dem fünften Jahrhundert n. Chr. nach seinem Tod zu veröffentlichen. Im Zentrum des umfangreichen historischen Romans steht die fiktive Lebensgeschichte des Mönchs Hiba, der aus seiner oberägyptischen Heimat flieht, nachdem er hat mit ansehen müssen, wie sein Vater von fanatischen Christen umgebracht wird. Alexandria, Jerusalem und Aleppo sind die weiteren Stationen der Flucht, wo er dann seinen Bericht niederschreibt. Hiba wird Zeuge der frühchristlichen kirchlichen und theologischen Auseinandersetzungen und Machtkämpfe jener Jahre. Es ist die formative Zeit des Christentums, in der die Antike noch lebendig ist, Heiden und Gnostiker ums Überleben kämpfen. Auch die später als apokryph eingestuft Evangelien sind noch im Umlauf. Den geschichtlichen Schlusspunkt bildet das Konzil von Ephesus im Jahr 431. Aber die historischen Elemente machen nur ein Teil des Romans aus. Es geht auch um Hibas persönliches Ringen um den Glauben, seine Zweifel und seine mitunter aufreibende Auseinandersetzung mit «Azazil».

Es ist abzusehen, dass die Entscheidung der Jury unter Vorsitz der libanesischen Kritikerin Youmna al-Eid einige Diskussionen auslösen wird. Denn Yusuf Zaydan stammt ebenso wie der letztjährige Preisträger Baha Taher aus Ägypten, und sein Roman ist beim gleichen Verlag erschienen. Ein Blick auf die Longlist des Preises zeigt, dass es durchaus noch andere würdige Finalisten gegeben hätte. Aber al-Eid hat einige Tage vor der Verkündung des Preisträgers in einem Interview zu bedenken gegeben, dass es fast unmöglich sei, eine künstlerisch und literaturkritisch gerechte Entscheidung zu treffen. In der Jury sitzt übrigens dieses Jahr auch der deutsche Übersetzer arabischer Literatur Hartmut Fähndrich.

Kritik an der Auszeichnung von «Azazil» wird vielleicht auch von der koptischen Kirche kommen, denn bereits im Vorfeld gab es Einwände von hohen kirchlichen Kreisen. Sie stiessen sich an der in ihren Augen ungünstigen Beschreibung der Kirchenväter Kyrill von Alexandria und Theophilos I. und an der nach ihrer Meinung sehr eigenwilligen Interpretation der frühen Kirchengeschichte. Einige Vertreter der koptischen Kirche verglichen den Roman mit Dan Browns «The Da Vinci Code».

Mona Naggari

Entspannung als Kunst

Das Orchestra della Svizzera italiana mit Alain Lombard in Zürich

Kaum hat er seinen Hochsitz auf dem Podium bestiegen, gibt er das Zeichen zum Einsatz, immer wieder fällt die Linke unvermittelt nach unten, und mit dem letzten Akkord liegt der Taktstock auch schon wieder auf dem Pult: Alain Lombard dirigiert ohne jede Aufgeregtheit, er verrichtet sein Handwerk fast beiläufig, wenn auch mit dem Können des erfahrenen Kapellmeisters. Dem Orchestra della Svizzera italiana, das in Lugano eine nicht eben einfache Existenz führt, tut diese ganz und gar entspannte Art gut, das Gastspiel bei den Meisterinterpreten der Konzertagentur Cäcilia im Grossen Tonhallsaal Zürich liess es hören. Prächtig klingt die Harmonie, namentlich das Holz mit der kehlglen Flöte, der klavervollen Oboe, der samtener Klarinette – und so fand das «Prélude à l'après-midi d'un faune» von Claude Debussy warmen, leuchtenden Ton.

Dass Entspannung freilich auch in Schlampelei umkippen kann, davon zeugte die Suite Nr. 2 aus der Ballettmusik «L'Oiseau de feu» von Igor Strawinsky. Da liess Lombard mehr als einmal fünf gerade sein. Die Intonation blieb stellenweise sehr diskutabel, die Balance ebenfalls (vor allem das Tutti klang, weil das Blech zu sehr auftrug, arg schrill). Jedenfalls stand die Darbietung deutlich hinter dem Tessiner Konzertmitschnitt zurück, den das Orchester auf seinem eigenen Label publiziert hat. Auch beim Violinkonzert von Johannes Brahms, das in schwerem Klang und behäbiger Artikulation daherkam, verlief nicht alles nach Wunsch, gerade auch beim Solisten Boris Brovtsyn. Doch das Zusammenspiel zwischen Solist und Orchester gelang mustergültig; auch hier tat Lombards wache Entspannung ihre Wirkung.

Peter Hagmann

Igor Strawinsky: Petruschka, L'Oiseau de feu (Suite 1919), Le Sacre du printemps, Le Chant du rossignol, Orchestra della Svizzera italiana, Leitung: Alain Lombard. RTSI 003 (2 CD).